

DIE GESCHICHTE, DIE ICH ERZÄHLE, ist die Geschichte eines Mannes, der aus China kam. Dieser Mann, der »Chinakönig« genannt wurde, war mein Vater.

1976 war ein Drachenhjahr. Drachenhjahre sind Yang, sind männlich. Sie bedeuten Dynamik, Aufregung, Veränderung, im Guten wie im Schlechten. Zumindest glauben das die Menschen in China. Ich wusste nichts von Yin und Yang, von Tierkreiszeichen, ihrem Einfluss auf das Leben der Menschen. Niemand hatte mir erzählt, dass nach dem chinesischen Mondkalender jedes Jahr einem Tier zugeordnet ist, dessen Charakter das Leben der Menschen prägt. Ähnlich wie bei uns, wo die Konstellation der Gestirne bei der Geburt das Schicksal eines Menschen beeinflusst, werden den chinesischen Tierkreiszeichen positive und negative Eigenschaften zugemessen. Drachenhjahre gelten als bedeutsam, denn nach den mythischen Überlieferungen zeichnen sie sich durch einschneidende Ereignisse aus. Besonders in Verbindung mit bestimmten Elementen. Jedem Tierkreiszeichen wird im Wechsel eins der fünf Elemente zugeordnet: Feuer, Wasser, Erde, Luft, Metall. Wasser ist Yin, weiblich und dunkel, das Ruhe bringt. Feuer dagegen ist Yang, männlich, hell und brennend. Die Verbindung mit einem Element kann auf den Charakter eines Tierkreiszeichens mäßigend oder verstärkend wirken. 1976 war der Drache mit dem Element Feuer verbunden. Eine Verbindung, die nur alle sechzig Jahre vorkommt. Gilt der

Drache bereits als unkontrollierbar, so kündeten Zeiten im Zeichen des Feuerdrachens Umsturz und Unheil an. Für mich war es das Jahr, in dem Vater starb.

Er wurde 1915 in eine neue Zeit hineingeboren. Wenige Jahre zuvor war der minderjährige Kaiser Pu Yi vom Thron gestürzt worden. Als in Europa der Erste Weltkrieg ausbrach, kämpfte in China die junge Republik noch ums Überleben. In den Küstenstädten lehnten sich junge Intellektuelle gegen überkommene Traditionen auf, verweigerten von den Eltern arrangierte Ehen und forderten ein Ende des konfuzianischen Bildungssystems. Vater verbrachte seine frühe Kindheit auf dem Land im Süden Chinas. In dem abgelegenen Dorf schien die Zeit still zu stehen, war das Leben seit Generationen unverändert geblieben. Die jahreszeitlichen Bräuche des Mondkalenders regelten das Leben, bestimmten die Zeiten, in denen mit der Frühjahrsarbeit begonnen, das Haus gereinigt werden musste und die Ahnen zu verehren waren. Bestimmten, welcher Tag für Reisen oder die Geburt eines männlichen Nachkommen günstig war. Vaters Familie lebte seit Jahrzehnten in diesem Landstrich. Seine Vorfahren waren aber keine Bauern. Sie hatten sich als Heilkundige betätigt und waren jetzt Kaufleute, die vom Handel mit allerlei Heilkräutern und Pflüverchen lebten, von getrockneten Schlangen und Skorpionen, von seltenen Pilzen und zerstoßenen Tierknochen. Auf diese Weise hatte es die Familie zu einem gewissen Wohlstand gebracht. Zumindest reichte es, um sich in der Nähe des Dorftempels ein schlichtes zweistöckiges Haus bauen zu können. Wie in dieser Gegend üblich, war es schmal und eng an das Nachbarhaus gebaut, um den kostbaren Boden, der für den

Reisanbau gebraucht wurde, nicht zu verschwenden. Auf den Feldern und Gärten rings um das Dorf wurden Raps, Süßkartoffeln, Erdnüsse und verschiedene Sorten Gemüse angebaut. Der nahegelegene Fluss lieferte Wasser zum Kochen und Waschen. An heißen Tagen balgten und tobten die Jungen an seinen Ufern. Dort lernte Vater schon früh schwimmen und tauchen. Er war flink und mutig. Nur vor den Schlangen im Gras fürchtete er sich.

Als er sieben oder acht Jahre alt war, zog ein Teil der Familie vom Land in die nahegelegene Großstadt. In Kanton, der quirligen Hafenstadt am Perlflossdelta, florierte der Handel. Hier trafen Menschen aus aller Welt zusammen, wagemutige Kaufleute, Abenteurer und Hasardeure, Nationalisten, Kommunisten und Antiimperialisten ebenso wie britische Diplomaten und Geschäftsleute. Vater sollte die bestmögliche Ausbildung erhalten. Kaufleute waren in China nie angesehen gewesen, das Ideal war der Gelehrte, der seiner Familie Ehre machte. In Kanton besuchte er die Deutsch-Chinesische Mittelschule, an der außer Chinesisch und chinesischer Geschichte auch Sport, moderne Naturwissenschaften und Militärtechnik unterrichtet wurden; ein Teil des Unterrichts wurde auf Deutsch erteilt. Für Vater – ein ruhiger Schüler, doch von rascher Auffassungsgabe – erschloss sich eine aufregende Welt des Wissens. Er war groß und schlaksig, ein begeisterter Sportler, spielte Basketball und errang für seine Schule bei den lokalen Schwimmwettkämpfen sämtliche Preise. Noch ehe er die Schule beendet hatte, beschloss er ins Ausland zu gehen. Er wollte in Europa studieren. Vielleicht wollte er auch nur der Enge seiner Familie entkommen. Nach dem Abitur verließ er China und reiste nach Deutschland. Hier

lernte er seine deutsche Frau kennen, meine temperamentvolle Mutter mit dem kastanienbraunen Haar und den graugrünen Katzenaugen. Vierzig Jahre später war Vater nun in Deutschland gestorben.

Die Trauerfeier fand kurz vor dem Weihnachtsfest statt. Über hundert Trauergäste kamen an dem frostigen, doch schneefreien Dezembertag in die schmucklose Friedhofshalle an der Berliner Straße. Ich sah Mutter an der Seite meines Bruders hereinkommen. Sie hielt sich sehr aufrecht, wirkte fast hoheitsvoll, keineswegs wie von Trauer gebeugt. Mutter war eine auffällige, elegante Erscheinung. Das dunkle Haar mit dem tizianroten Schimmer hatte sie unter einer enganliegenden, schwarzen Kappe verborgen. Den schwarzen Persianermantel, der im Stil der sechziger Jahre glockenförmig um den überschulenk Körper schwang, trug sie mit der Eleganz eines Mannequins. Trotz der flachen Schuhe war sie fast so groß wie mein Bruder, der mich um einiges an Größe überragte. Mein sechs Jahre jüngerer Bruder war für mich stets der Kleine geblieben, für den ich mich, auf mir selbst unerklärliche Weise, immer verantwortlich fühlte. Seit einigen Jahren lebte er in Frankreich und war aus Marseille zur Trauerfeier angereist, um an Mutters Seite zu sein. Er war Mutters »guter Junge«, ihr Liebling, so wie ich Vaters Liebling war.

Ohne einen Blick oder Gruß für die zahlreichen Trauergäste ging Mutter auf die Bank in der ersten Reihe zu. Sie wirkte kühl, fast abweisend. Die graugrünen Augen in ihrem blassen ungeschminkten Gesicht ließen keinerlei Emotion erkennen, keine Spur von Tränen. In den Sitzbänken der zweiten Reihe saßen Mutters ältere Schwestern,

beide bereits verwitwet. Neben ihnen meine Schwiegereltern, liebevolle angeheiratete Verwandte meiner kurzen Ehe. Sie waren meinetwegen gekommen. Vater hatten sie kaum gekannt. Mein Freund hatte nicht kommen können. Wir waren nicht verheiratet und für einen unterrichtenden Staatsdiener gab es somit keinen Urlaub. Auch die beiden Mädchen, seine und meine Tochter, waren in der Schule. Der Kreis von Vaters deutschen Freunden und Bekannten war überschaubar. Geschäftsfreunde, Angestellte, Anwälte und Steuerberater sowie einige lokale Prominenz saßen auf der linken Seite, die Bankreihen zur Rechten hatten sich mit den chinesischen Trauergästen gefüllt. Einen Teil von ihnen kannte ich, auch Vaters guten Freund und früheren Studienkollegen, der später die Rede hielt. Die meisten hatte ich jedoch noch nie gesehen. Ich begrüßte sie alle wie eine aufmerksame Gastgeberin. Die Beileidsbekundungen klangen wie das leise Murmeln, wenn Wasser über Kiesel gleitet. Ich nahm lediglich den eigenen Herzschlag wahr, und nur ich spürte eine unklare Spannung und die Verantwortung, zwischen den beiden Gruppen vermitteln zu müssen. Das matte Licht der Kerzen vermochte nur wenig zu einer angemessenen feierlichen Atmosphäre beizutragen. Der Geruch von Mottenpulver aus den Wintermänteln, der selbst den Duft der üppigen Blumengestecke auf dem Sarg überdeckte, hielt mich in der tristen Wirklichkeit. Ich sah zu den Chinesen hinüber, die ernst und betroffen wirkten, als trauerten sie nicht nur um einen guten Freund und Bekannten, sondern um den Landsmann, der nicht in der Heimat Erde begraben werden würde. Vermutlich dachten sie an das chinesische Sprichwort: »Im Herbst fallen die Blätter des Baumes zu den Wurzeln zurück.«

EIGENTLICH WAR ES KEINE GROSSE SACHE. Ein kleiner Umzug von einem Teil der Stadt in einen anderen. Es hatte fast zwei Jahre gedauert, bis Mutter die Genehmigung zum Umzug erhielt. Nun war es soweit, der Möbelwagen konnte kommen. Zuvor mussten lange Listen ausgefüllt werden, in denen jedes Möbelstück und jede Tischdecke, jede Tasse und jeder Teller, jedes Haushaltsgerät vom Bügeleisen bis zum Zwiebelschneider, jeder Teppich und jedes Buch, jede Lampe und jedes Kinderspielzeug anzugeben war. Mutter, die preußisch penibel war, hatte am Ende doch noch etwas vergessen: die Zimmerpflanze, ihre Zimmerpflanze. Ein Gummibaum von knapp einem Meter Höhe mit prächtigen, dunkelgrün glänzenden Blättern, von dem sie sich keinesfalls trennen wollte. Schließlich war der Gummibaum nicht einfach irgendeine Topfpflanze, für sie war er Natur gewordene Gestalt bürgerlichen Wohlstands. In der neuen Wohnung, unserem familiären Neuanfang, sollte der Gummibaum erst richtig zur Geltung kommen.

Anfang der fünfziger Jahre war die Fahrt zwischen den beiden Stadthälften relativ unproblematisch. Allerdings war es verboten, Waren von Ost nach West zu transportieren und auf diese Weise den Devisenvorteil für die Ausfuhr zu nutzen. Ob der Gummibaum unter dieses Verbot fiel, war nicht klar. Zumindest stand er nicht auf der Umzugsliste. Daher beschloss Mutter, den Gummibaum ungenehmigt in den Westen zu schmuggeln. Ich ahnte, es hatte keinen Zweck, ihr das unsinnige Unterfangen auszu-

reden. Ich wusste zwar nicht, was an dem Transport einer Topfpflanze verboten sein sollte, doch ich spürte Mutters Anspannung und fragte vorsichtshalber nicht. Den Gummibaum in der einen und mich an der anderen Hand bestiegen wir die S-Bahn. Im letzten Wagen, der für Mutter und Kind vorgesehen war, waren die Holzbänke auf beiden Seiten unter den Wagenfenstern festgeschraubt, sodass sich die Fahrgäste gegenüber saßen. In der Mitte blieb genügend Raum für den Transport von Gepäck und Kinderwagen. Ob Mutter dachte, Kinder würden nicht aus dem Zug geholt werden? Am Bahnhof Friedrichstraße, dem Grenzbahnhof zum Westsektor, stieg wie üblich die Volkspolizei ein und blickte sich suchend um. Wer verdächtig war, musste aussteigen und wurde befragt. Auf dem Bahnsteig gab es auch eine Baracke, in der Leibesvisitationen vorgenommen wurden. Meist wurde nach Waren gesucht, die durch den unterschiedlichen Währungskurs im Osten besonders günstig gekauft werden konnten: Meißener Porzellan, russischer Kaviar, Krebsfleisch oder einfach nur Butter. Die beiden Volkspolizisten sahen sich mit geübtem Blick in unserem Abteil um. Niemand sprach, jeder schien den Atem anzuhalten und sah vor sich hin, als sei man tief in Gedanken versunken. Unser Gummibaum strahlte in vollem Glanz und ganzer Pracht, als sei er auf der kurzen Fahrt erst richtig aufgeblüht. Mutter umklammerte mich auf der linken und den Topf auf der rechten Seite wie einen kostbaren Schatz. Die Blicke der Vopos streiften jedoch unser Stilleben nur und blieben an einem unförmigen Koffer hängen, der mit einer Kette und einem Schloss aus Stahl seitlich an einer der Sitzbänke angeschlossen war. »Wem gehört der Koffer?« Die Frage richtete sich an alle

und jeden. Doch niemand fühlte sich angesprochen. Mit einem aufmerksamen Blick in die Runde wurde die Frage wiederholt. Wir saßen wartend wie in Becketts *Warten auf Godot* auf unseren Plätzen und blickten in eine unbekannte Ferne. Wir warteten nicht auf irgendeinen Heilsbringer. Wir warteten darauf, dass sich der Zug endlich in Bewegung setzte. Jeder im Abteil wusste, die Bahn konnte nur wenige Minuten halten. Der Fahrplan musste eingehalten werden. Was nützte es, alle Fahrgäste aus dem Zug zu holen. Der Koffer würde ohne uns nach West-Berlin weiter fahren, dort würde jemand in den letzten Wagen einsteigen, das Schloss aufschließen, die Kette abnehmen und ihn mitnehmen. Auch die beiden Volkspolizisten waren sich darüber im Klaren. Ohne ein weiteres Wort stiegen sie aus. Vielleicht murmelte einer von ihnen sogar etwas wie »Dann noch gute Fahrt!« Kurz darauf setzte sich die Bahn in Bewegung. Mutters Gummibaum reiste ohne Warenausfuhr genehmigung in den Westen. Dort ließ er bald ein Blatt nach dem anderen fallen. Nur an seiner Spitze hielt sich über Jahre ein Büschel matt glänzender Blätter, die Mutter behutsam, wie ein kränkendes Familienmitglied, pflegte und regelmäßig mit einem feuchten Tuch bearbeitete. Ich fand, der Gummibaum sah aus wie eine überdimensionale Klobürste aus Naturmaterial. In meiner eigenen Wohnung hatte ich nie Topfpflanzen, auch nicht während der Studienzeit, als Zimmerpalmen als Inbegriff von Weltläufigkeit galten. Vielleicht war es nur meine bewusste Abkehr von bürgerlichem Zimmerschmuck. Ich machte jedenfalls auch später keinen Versuch, aus dem Kern einer Avocado eine tropische Pflanze zu ziehen.



UNSERE FAMILIE WAR ENDLICH IM WESTTEIL BERLINS zusammengezogen. Damals war ich zwölf. Die neue großbürgerliche Wohnung war recht weitläufig. Es gab ein Schlafzimmer für die Eltern mit direktem Zugang zum Bad und dem angrenzenden Balkon. Das geräumige Wohnzimmer wurde von der neu angeschafften Musiktruhe, einem dunkelglänzenden Möbelteil mit Radio, Plattenspieler und einem Fach für ein Tonbandgerät beherrscht. In dem Herrenzimmer stand Vaters mächtiger Schreibtisch mit dem dazu passenden Bücherschrank, der die gesamte sozialkritische Literatur von Dickens bis Zola beherbergte. Später, nachdem Mutter Mitglied in einem Lesering geworden war, wurde das Spektrum durch unterhaltende Romane erweitert. Diese Lektüre konnte mit den DDR-Veröffentlichungen lediglich in der Aufmachung mithalten: Hardcover mit Lederrücken und Goldprägung. Ungefähr in diese Zeit fiel auch die Anschaffung eines Nierentisches, eines Fernsehsessels mit verstellbarem Fußteil und eines Schwarz-Weiß-Gerätes im abschließbaren Fernsehschrank. Hinter der großzügigen Diele schloss sich im Flur der zweite Teil der Wohnung an mit einer Gästetoilette, einem halben Zimmer, das unser Kinderzimmer wurde, der Küche mit Speisekammer und der Loggia, die Mutter Wintergarten nannte. Dieser Raum zeichnete sich dadurch aus, dass die großen Scheiben im Sommer alles Pflanzenleben wie durch ein Brennglas zum Verdorren und im Winter die Eisblumen zum Blühen brachten. Im Vergleich zu unseren bisherigen Wohnungen war das neue Domizil ein kleiner Palast. Ein eher mittelalterlicher Palast, denn der Wohnung fehlten einige zivilisatorische Errungenschaften. Es gab keine Heizung. Das war typisch für Mutter. Sie hätte sich eher

die Hände abgefroren als gestrickte Wollfäustlinge zu tragen oder gar in eine schlichte Sozialwohnung mit Heizung zu ziehen. Sie besaß eine absurde Arroganz, mit der sie sich vor allen Schwierigkeiten des Lebens zu schützen suchte. Für sie war Vater nicht nur die große Liebe, er war auch der Garant für den sozialen Aufstieg. Seit ihrer Heirat hatte sie nur einen Gedanken: nie mehr in die armselige Wohnggend ihrer Kindheit zurückzukehren. Lieber hungerte und fror sie. In diesem Punkt traf sie sich mit Vater. Niemand sollte erfahren, dass er finanzielle Probleme hatte.

Das Mietshaus, in dem unsere Wohnung lag, hatte Mutter wegen des repräsentativen Aussehens gewählt. Allerdings war eine Hälfte im Krieg zerbombt worden, seitdem waren die Türen zu diesem Strang notdürftig mit fester Pappe vernagelt worden. In der Stadt gab es noch viele Ruinengrundstücke, die nicht geräumt waren. Jedes Mal, wenn ich die Treppen in den dritten Stock zu unserer Wohnung hinaufief, befiel mich eine irrationale Angst: Ich sah mich versehentlich durch die falsche, eigentlich versperrte Tür treten und aus großer Höhe auf die Trümmer stürzen. Heute würde ich sagen, dass das Haus kein gutes Feng Shui besaß. Schließlich waren das halb zerstörte Treppenhaus und Wasser im Keller keine günstige Voraussetzung für einen harmonischen Ausgleich von Yin und Yang. Früher hatte das Haus einen Heizungskeller besessen, doch seit der Bombardierung waren Teile des Kellers vom Löschwasser überschwemmt und nicht mehr benutzbar. Für unsere Wohnung gab es nur einen Schornsteinanschluss in der Diele. Dort stellte Mutter einen kleinen Ölofen auf, mit dem die ganze Wohnung geheizt werden sollte. In den anderen Zimmern gab es keine Heizung,

dazu hätten Ofenrohre durch die gesamte Wohnung gezogen werden müssen. Natürlich lehnte Mutter das ab. Ein wenig Wärme spendete in der Küche neben dem Gas-herd ein Beistellofen, der im Winter mit Holz und Kohle geheizt werden konnte. Auf ihm konnte Wasser gekocht werden, und er lieferte die heiße Lauge für die kleine Weißwäsche. In dieser Wohnung erschienen mir die Winter besonders lang. Morgens wuschen wir uns hastig Gesicht und Hände unter dem kalten Wasser in der Gästetoilette. Nur im Badezimmer sorgte ein riesiger elektrischer Boiler für warmes Wasser zum Baden. Das war aber auch nur in sommerlicher Wärme ein Vergnügen. Im Winter huschten wir sofort ins Bett unter die Decken. Mutters Freundinnen kamen nur im Sommer zu Besuch. Ich wusste nicht, ob wir arm waren. Vater erhielt schon länger kein Geld mehr aus Kanada. Alles, was er verdiente, wurde in das kleine Restaurant investiert, das er 1953 von dem alten Liang übernommen hatte.

Das »Canton« befand sich am Stuttgarter Platz gegenüber dem geschäftigen Busbahnhof, von dem aus die Reisen nach Westdeutschland begannen. Billige Bars, Spielalons und heruntergekommene Absteigen prägten die Umgebung. Es war keine Gegend für ein elegantes Chinarrestaurant, wie es Vater vorschwebte. Er wollte kein chinesisches Familienlokal, in der Kinder und die Ehefrau mitarbeiten mussten. Sein Geschäft sollte nicht mehr an das Klischee der Chinatown-Bewohner erinnern, an die Wirte schummriger Lokale in den Rotlichtvierteln Londons oder Amsterdams. Nichts sollte an den Kitsch der Garküchen mit ihren billigen roten Papierlampions, dem

goldbemalten Drachendekor und dem Ahnenaltar an der Wand erinnern. In seinem Geschäft sollte sich westliches Design mit der Ästhetik chinesischer Kulturtradition verbinden. Vater war keiner dieser armseligen Händler, die aus China ausgewandert waren, um ihr Glück im Ausland zu suchen. Er war Akademiker und er wollte ein kultivierter Gastgeber für Berlins weltoffenes Bürgertum sein. Er ließ das Geschäft umbauen, trennte den hinteren dunklen Bereich durch ein großzügiges chinesisches Mondtor und ließ den vorderen Innenraum im eleganten Bauhausdesign ausstatten. Über die gesamte Fensterfront wurden üppige Grünpflanzen in Betonkübel gepflanzt, die den Gästen das Gefühl gaben, statt auf einen schmutzigen Busbahnhof in tropisches Grün zu blicken. Nichts erinnerte mehr an das einstige Restaurant. Vom früheren Inventar war nur der Kater Ahfok geblieben. Dreizehn Jahre alt und mit acht Kilo Gewicht war er längst zu fett und faul, um hinter den Mäusen her zu jagen. Offenbar hielt seine bloße Anwesenheit sie dennoch von den Vorräten im Keller ab. Mir war er ein bisschen unheimlich, wenn er auf seinem weichen Kissen im hinteren Teil des Restaurants, wo ein Tisch für das Personal reserviert war, tagsüber vor sich hin träumte. Vater hatte keinen Altar für den Reichtumsgott Cai Shen, der eigentlich in keinem chinesischen Geschäft fehlen darf. Dafür wurde der dicke Kater in Ehren gehalten und vom Koch mit chinesischen Leckerbissen verwöhnt. Sein Name bedeutete schließlich auf Kantonesisch Glück. Ob es Vaters Fleiß war oder Glück, auf jeden Fall hatte er mit dem Geschäft Erfolg. Chinesisches Essen war bald bei vielen Deutschen beliebt. Drei Jahre später hatte er ein neues Restaurant im Zentrum West-Berlins, nah am

Kurfürstendamm, fast in Sichtweite der Gedächtniskirche. Vom ersten Stock aus konnte man den Besuchern des Café Kranzler beim Kaffeetrinken zuschauen, und auf der gegenüberliegenden Straßenseite winkte das alt eingesessene Hotel »Frühling am Zoo«. Die Einrichtung des Restaurants »Lingnan« war modern, mit schwarzen asymmetrischen Kunststofftischen und Designerstühlen.

Vaters Freund Lee entwarf die Inneneinrichtung. Es traf sich gut, dass der Landsmann seine Visionen teilte. Lee stammte aus einer wohlhabenden Schanghaier Familie, deren Lebensstil in dieser Stadt, die auch »Paris des Ostens« genannt wurde, geprägt worden war. Er hatte in Berlin Architektur studiert und war als Schüler Hans Scharouns von dessen Baustil beeinflusst. Die beiden Chinesen verband der Mut zu innovativen Projekten. Sie waren Spieler, die das Risiko liebten, leidenschaftlich jeder neuen Mode folgten. Beide teilten die Begeisterung für Jazzmusik und die lässige Eleganz amerikanischer Filmstars. Die Eltern meiner Freundinnen gingen ins Konzert, zu Hause hörten sie klassische Musik. Vater schleppte Platten von Louis Armstrong, Ella Fitzgerald, Bing Crosby oder Frank Sinatra nach Hause. Mitte der fünfziger Jahre hatte er es geschafft. Er war Teil der West-Berliner Society, besaß zwei exquisite Restaurants am Kurfürstendamm und war gerade dabei, ein drittes Geschäft zu eröffnen. Nun konnte er es sich leisten, mit uns nach Mallorca zu fliegen. Es war unser erster gemeinsamer Familienurlaub. Deshalb sollte an nichts gespart werden. Mutter kümmerte sich um unsere Reisekleidung. Schließlich wusste niemand genau, was in Mallorca am Strand getragen wurde. Sie nähte für die ganze Familie bunte Kittel aus Baumwollstoff, indem sie

zwei gerade Stoffteile an den Seiten mit einer Naht schloss. Oben blieb ein Schlitz als Öffnung, und über den Kopf gezogen entstand eine preiswerte und praktische Strandkleidung. Ich bekam einen rosa-weiß gestreiften Badeanzug mit Gummizug im Bauchteil und Pumphöschen. Das Hotel in Cala Paguera hatte nur zehn Zimmer und lag ganz am Ende eines winzigen Sandstrandes. Dahinter begann die Felsküste mit Muscheln und kugeligen schwarzen Seeigeln, die dicht an dicht an dem spitzkantigen Felsgestein klebten. Die Einheimischen brachen sie vom Fels ab und schlürften die weichen Innenteile wie Austern. Wir blieben bei Paella, dem klassischen spanischen Reisgericht. Für uns Kinder war die Zeit wenig aufregend, es gab keine Altersgenossen zum Spielen und mittags eine lange Siesta. Aus Langeweile half ich dem Kellner Pedro während der Mittagsruhe beim Putzen des Silberbestecks, ein unschuldiger Freizeitvertreib, doch ich spürte, dass Vater den Umgang für seine Tochter nicht passend fand. Die Eltern genossen ihren ersten gemeinsamen Urlaub. Sie hatten sich mit einem spanischen Ehepaar aus Madrid angefreundet, das seine Flitterwochen auf Mallorca verbrachte. Sie waren täglich zusammen, machten lange Spaziergänge am Strand, kletterten über Felsen und erkundeten die Umgebung. An einem Tag unternahmen sie mit dem lokalen Bus eine Inselrundfahrt. Wir durften nicht mit, denn die Strecke war kurvig, und bei meinem Bruder rebellierte der Magen bereits bei harmlosen Kurven in der Stadt. Beinahe wäre auch Vater nicht gefahren. Er zögerte in den Bus zu steigen. Mutter war ungeduldig. »Komm doch endlich!«, fuhr sie ihn an. »Was ist denn?« Vater zupfte sie am Ärmel und flüsterte aufgeregt: »Siehst du die Leute!? Sie glauben, wir

werden sterben.« Mutter verstand seine Aufregung nicht. Erst als sie sah, wie sich die einheimischen Frauen, die auf dem Weg zum Markt waren, beim Einsteigen mehrmals bekreuzigten, begriff sie.





ES WAR NICHT MARY LOU, die Mutter Sorgen machte. Es war eine andere Chinesin, eine Chinesin, die aus Vaters Heimatregion stammte. Sie war nicht hübscher. Sie war auch nicht jünger. Aber sie war ein Stück Heimat. Als junges Mädchen war sie zu einem Onkel nach Schanghai geschickt worden, um die Familie vor dem Verhungern zu bewahren. Dort war sie bald in die Welt der »Singsong-Girls« eingetaucht. Wie früher Kurtisanen an den europäischen Höfen, sorgten sie, die auch Blumenmädchen genannt wurden, für die Unterhaltung der männlichen Gäste. Die jungen Frauen, die sorgfältig in Tanz und Gesang ausgebildet wurden, waren keine Prostituierte. Sie kleideten sich wie die Frauen der Oberschicht, trugen die schmalgeschnittenen Seidenkleider mit dem Stehkragen, der ihren hohen gesellschaftlichen Status verdeutlichen sollte. Für die Mädchen gab es nur eine Chance: einen wohlhabenden Mann für sich zu gewinnen und seine Nebenfrau zu werden. In den dreißiger Jahren waren die Zeiten der gebildeten Singsong-Girls bereits lange Vergangenheit. Die Tanzsalons und Bars waren überschwemmt von verarmten Weißrussinnen und Chinesinnen, die es aus der Provinz in die Stadt verschlagen hatte. Sie, die ausländischen Seeleuten und einheimischen Arbeitern den Feierabend versüßen mussten, waren mehr Prostituierte als Kurtisane. Dies war Mutters Version.

Daisy, so wurde sie in Deutschland genannt, hatte nie über diese Zeit sprechen wollen. Auf meine Fragen sagte

sie nur: »Schäme ich mich. Möchte nicht erzählen.« Da war sie fast achtzig Jahre alt, lag im Krankenhaus und war sehr krank. Wir brachten ihr jeden Tag Essen aus dem Restaurant, bis sie auch »Ente knusprig« nicht mehr mochte. In Schanghai hatte sie ihren Mann kennengelernt, und nach der Gründung der Volksrepublik waren beide nach Deutschland ausgereist. Die Ehe war in die Brüche gegangen, und sie suchte Hilfe bei ihren Landsleuten. Sie sprach kaum Deutsch, hatte kein Geld und keine Freunde. So war sie eines Tages im »Canton« aufgetaucht. Natürlich hatte Vater ihr geholfen. Schließlich kam sie aus seiner Heimat. Das war für ihn ganz selbstverständlich. Daisy durfte in der Küche helfen. Sie putzte das Gemüse, schnitzte Fleisch in Streifen oder in winzige Scheiben und bereitete die Zutaten für den Koch vor. So blieb sie. Das ist meine Version der Geschichte.

Es ist keine ungewöhnliche Geschichte. Frauen erleben sie immer wieder. Siri Hustvedt schildert Ähnliches in ihrem Roman *Der Sommer ohne Männer*. Da geht es um einen Ehemann, der eines Tages eine Pause braucht. Die Pause ist hübsch, großbusig und zwanzig Jahre jünger. Die Geschichte wird aus der Sicht der Ehefrau erzählt. Als der Ehemann ihr per Mail mitteilt, dass er mit der Pause zusammenziehen wird – er findet es nur fair, ihr das mitzuteilen –, bricht sie zusammen. An dieser Stelle lässt Hustvedt ihre Protagonistin den wunderbaren Satz sagen: »Ich nahm es wie eine Frau. Ich weinte.« Mutter nahm es nicht wie eine Frau. Sie weinte nicht. Zunächst nicht. Sie kämpfte um ihren Mann. Und sie besaß das Temperament ihrer russischen Vorfahren, stürmte in Vaters mondäne

Bar, steuerte auf den Tresen zu, ignorierte Mary Lou, ignorierte den Kellner, der das Schlimmste befürchtete, doch nicht wusste, was er tun sollte, wandte sich an den Barkeeper: »Wo ist mein Mann?« Vater hatte sich rechtzeitig ins Büro zurückgezogen. Er war nicht umsonst im Jahr des Hasen geboren. Vielleicht war es auch nur sein chinesischer Charakter, allem Streit aus dem Weg zu gehen. Mutter hätte ihn vermutlich einen Hasenfuß genannt. Die wütende Ehefrau schien auf einmal ganz ruhig. Ehe jemand sie hindern konnte, griff sie eine der Flaschen, die auf dem Tresen stand, und schleuderte sie in das verspiegelte Glasregal an der Wand, in die aufgereihete Phalanx von Wein-, Sekt- und Cocktailgläsern, den gesamten Vorrat an Alkohol: Rum aus Kuba und Jamaika, Martini, Cointreau und Courvoisier, Jim Beam und Johnnie Walker. In diesem Wurf entlud sich Mutters gesamte aufgestaute Wut der betrogenen Ehefrau. Gläser splitterten, Flaschen stürzten vom Regal, Spiegelscherben zerfielen zu glitzernden Sternchen, Alkohol floss vom Tresen. Nun kam Vater hastig nach vorne geeilt, um Mutter zu beruhigen. Sie war nicht zu beruhigen. Sie tobte und schrie, hatte plötzlich ein langes Küchenmesser in der Hand, mit dem sie sich auf Vater stürzte, traf ihn an der linken Schläfe. Ein Schnitt. Blut und Geschrei, Beschimpfungen: »Für die Schlampe, die chinesische Hure.« Ein Gerangel. Vater versuchte, Mutter das Messer aus der Hand zu winden. Auch sie blutete an einer Hand. Einer der Kellner hatte die Polizei alarmiert. Als sie eintraf, war Mutter längst davongelaufen. War wieder zu Hause. Hatte das Messer dort gelassen, ein einfaches Küchenmesser, ohne scharfe Stahlklinge, das aus der Schublade unseres Küchenschanks stammte. Die Polizei

konnte nur noch den Vorfall aufnehmen. Den Schaden, die Verletzung. Es war nur eine leichte Wunde, nicht tief. Und doch war Vater zutiefst verletzt. Sein Ehestreit war öffentlich geworden. Ausgetragen vor seinen Angestellten und den Gästen. Ein Skandal, er hatte vor allen sein Gesicht verloren.